

FRIEDEMANN VOGEL
JANINE LUTH
STEFANIYA PTASHNYK

(Hg.)

Linguistische Zugänge zu Konflikten in europäischen Sprachräumen

Korpus – Pragmatik – kontrovers



EUROPÄISCHES
ZENTRUM FÜR
SPRACHWISSENSCHAFTEN

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg



SCHRIFTEN DES EUROPÄISCHEN ZENTRUMS
FÜR SPRACHWISSENSCHAFTEN (EZS)

Herausgegeben von

LUDWIG M. EICHINGER

EKKEHARD FELDER

JÖRG RIECKE

Europäisches Zentrum für Sprachwissenschaften (EZS)

Eine Kooperation zwischen der Universität Heidelberg und
dem Institut für Deutsche Sprache (IDS) in Mannheim

Band 4



FRIEDEMANN VOGEL
JANINE LUTH
STEFANIYA PTASHNYK (Hg.)

Linguistische Zugänge zu Konflikten in europäischen Sprachräumen

Korpus – Pragmatik – kontrovers

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8253-6486-1

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2016 Universitätsverlag Winter GmbH Heidelberg
Imprimé en Allemagne · Printed in Germany
Druck: Memminger MedienCentrum, 87700 Memmingen
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier

Den Verlag erreichen Sie im Internet unter:
www.winter-verlag.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
I Zur Einführung.....	9
<i>Friedemann Vogel, Janine Luth und Stefaniya Ptashnyk</i> Konflikt und Konfliktbewältigung im Spiegel der Sprache, oder: Plädoyer für die Suche nach einem linguistischen Beitrag zur Befriedung Europas.....	11
<i>Wolf-Andreas Liebert</i> Kulturbedeutung, Differenz, Katharsis. Kulturwissenschaftliches Forschen und Schreiben als zyklischer Prozess.....	21
II Konflikte und Verfahren ihrer Bearbeitung in der interpersonellen Kommunikation	43
<i>Johannes Schwitalla</i> Verbale Aggressionen und Streitgespräche – und was die Linguistik dazu zu sagen hat	45
<i>Reinhard Fiehler</i> Konflikte im Gespräch. Zur Rolle von Emotionen bei der Austragung von Gegensätzen	75
<i>Marcus Müller und Maria Becker</i> Wissenskonflikte im Gespräch. Hegemonie und Isolationismus im interdisziplinären Raum	93
<i>Sylvia Kalina</i> Translation and Interpreting in European Conflict Settings.	113
<i>Sebastian Rosenberger</i> Von römischen Türken und lutherischen Narren. Eigen- und Fremdbezeichnungen in der Reformationssatire.....	139
<i>Friedemann Vogel</i> Konflikte in der Internetkommunikation.....	165
III Zugänge und Fallstudien zur diskursiven Makroebene von Konflikten.....	201
<i>Hans Goebel</i> Konflikte in pluriethnischen Staatswesen. Ausgewählte Fallstudien aus Österreich-Ungarn (1848 – 1918).....	203

Theresa Schnedermann

Der Aufmerksamkeitswettkampf um ADHS. Eine linguistische Konfliktanalyse
im Bereich medizinisch-psychologischer Faktizitätsherstellung.....233

Martina Schrader-Kniffki

Krisendiskurs und Konflikt im romanisch-sprachigen Europa: Das Beispiel der
,Gurkenkrise‘. Vergleichende Diskursanalyse auf der Basis von Internet-Korpora.....263

Katharina Jacob und Anna Mattfeldt

Mehrsprachige Zugänge zu gesellschaftspolitischen Kontroversen.
Ein siebenschrittiges Verfahren zur Erschließung diskursiver Konflikte anhand
des deutsch- und englischsprachigen Mediendiskurses zum Betreuungsgeld291

Clara Herdeanu

Sprache – Macht – Revolution. Konflikte und Konfliktlosigkeit in der medialen
Berichterstattung zur Rumänischen Revolution vom Dezember 1989317

Rainer Perkuhn und Cyril Belica

Konflikt, Sprache, korpuslinguistische Methodik.339

Clara Herdeanu und Peter Hachemer

Vom Krieg der Worte. Ein interdisziplinärer Ausblick
auf die Terminologie von Gewaltkonflikten.....365

Vorwort

Das Europäische Zentrum für Sprachwissenschaften (EZS) – eine Kooperation zwischen dem Institut für Deutsche Sprache in Mannheim und der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg – hat seit seiner Gründung im Jahre 2010 vielfältige Aktivitäten entfaltet. Eine besonders bemerkenswerte Initiative stellt die aus einer Gruppe von Nachwuchswissenschaftlern entstandene Idee zur Durchführung einer Winterschule mit dem Thema „Linguistische Zugänge zu Konflikten in europäischen Sprachräumen. Korpus – Pragmatik – kontrovers“ dar. Die im Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg veranstaltete Winterschule brachte Doktorandinnen und Doktoranden sowie Dozentinnen und Dozenten aus verschiedenen Ländern zusammen und bereitete den Weg für ein beeindruckendes intellektuelles Milieu und Netzwerk, das über die Winterschule hinaus Bestand hat.

Als sichtbares Zeichen der Nachhaltigkeit sind die im Kontext dieser Winterschule entstandenen Beiträge des vorliegenden Sammelbandes zur Konfliktlinguistik zu sehen. Das Verständnis für die Entstehung, den Verlauf und die Lösung von Konflikten ist ein zentraler Gegenstand der angewandten Sprach- und Kommunikationswissenschaften, der im Europa des 21. Jahrhunderts nur nationen-, kultur- und sprachübergreifend bearbeitet werden kann und muss. Unser soziales Leben ist stets von Konflikten begleitet: Vom Gartenzaun bis in die politischen Arenen, vom Alltag bis hin zu Fragen der transnationalen Verrechtlichung in der Europäischen Union – überall begegnen uns tagtäglich Auseinandersetzungen. Konflikte und Sprache hängen dabei eng miteinander zusammen, und zwar in zweierlei Hinsicht: Zum einen wird in Sprache über Sprache verhandelt, etwa die Frage, was „richtiges Sprechen“ bedeutet oder welche (Minderheiten-) Sprachen es aus welchen Gründen wert sind, erhalten oder vergessen zu werden. Zum anderen ist die Sprache das Medium des Streitens und Versöhnens schlechthin. Konflikte werden vor allem durch Sprache vermittelt und transparent. Sprach(en)konflikte sind somit Spiegel soziokultureller Auseinandersetzungen um Wissen und Macht. Kurz: Sprache ist Resonanzkörper sozialer Spannungen. Damit wird deutlich, dass das Verständnis von Konflikten ein Verständnis von Regeln und Abläufen sprachlicher Kommunikation voraussetzt. Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler können dazu beitragen, Konflikte als sozialsymbolische Handlungsmuster zu analysieren und ihre kommunikativen Prämissen zu beschreiben. Sie können sprachliche Strategien aufzeigen, mit denen Konflikte vermieden oder konstruktiv aufgelöst werden und die Bürgerinnen und Bürger zu einem aufgeklärten Sprachgebrauch in Auseinandersetzungen anleiten.

Wir Direktoren des Europäischen Zentrums für Sprachwissenschaften (EZS) bedanken uns bei den Initiatoren der Winterschule und den Herausgebern des Bandes, in dem die gesellschaftliche Relevanz sprachlicher Reflexionen und Untersuchungen eindrucksvoll vorgeführt wird. Der Band hat viele Leserinnen und Leser verdient und wird mit Sicherheit weiterführende Debatten anstoßen.

Heidelberg, im April 2015

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Eichinger, Prof. Dr. Felder, Prof. Dr. Riecke

I Zur Einführung

Konflikt und Konfliktbewältigung im Spiegel der Sprache, oder: Plädoyer für die Suche nach einem linguistischen Beitrag zur Befriedung Europas

Friedemann Vogel, Janine Luth und Stefaniya Ptashnyk

Als das Thema des vorliegenden Bandes 2013 zum Gegenstand einer Winterschule wurde, ging es vor allem um Konflikte in verschiedenen Kontexten¹: etwa um den Streit zwischen Nachbarn oder Familienangehörigen, zwischen Käufern und Verkäufern, bei multilingualen Verhandlungen oder in der computervermittelten Kommunikation. Es ging und geht auch hier um verschiedene Formen der Konfliktverbalisierung – als Streit, Gefrotzel, Hazing, Diskussion u.ä. – sowie um unterschiedliche, vor allem linguistische Zugänge und Möglichkeiten der Konfliktbearbeitung. Andere Formen des gesellschaftlichen oder sozialen Konfliktes – vor allem in Form roher Gewalt, bei der Anwendung von Waffen, der psychischen und physischen Deformation bis hin zum (gegenseitigen) Mord – wurden und werden auch hier nur eher am Rande, gewissermaßen aus akademischer Distanz gestreift. Grund hierfür ist sicherlich die Profession, die eine Fokussierung auf das Sprachliche, sei's als Gegenstand der Auseinandersetzung (Sprachkritik), sei's als Medium der Konfliktaustragung (interpersonale Kommunikation, semantische Kämpfe in Diskursen usw.) oder als Brückenbauer in Dolmetschsituationen, nahelegt. In physische Gewalt umschlagende Konflikte werden dagegen wohl als das pervertierte Ende des Untersuchungsbereichs wahrgenommen, ein Feld, zu dem einem sowohl die akademische, vor allem aber auch die zivilgesellschaftliche, persönliche Erfahrung fehlt. Physische, durch sichtbare oder auch unsichtbare und lautlose Waffen ausgeübte Gewalt als Mittel der Konfliktentscheidung ist uns fremd und beobachten wir wenn, dann nur mit nicht geringer Abscheu und Verachtung auf Youtube. Krieg ist fern, entweder fiktiv (Games) oder lediglich medial präsent (Afghanistan, Irak, Syrien usw.).

Zum Zeitpunkt dieser Niederschrift ringen globale und regionale Mächte in der Ukraine um die Durchsetzung ihrer jeweiligen Interessen. Es herrscht der Ausnahmezustand, in dem die Sprache übertönt wird vom Einsatz schwerer Waffen, für die die Verantwortung zu tragen anschließend niemand bereit ist (der Fall des Fluges MH17 zeigt das ganze Ausmaß der widersprüchlichen Schuldzuschreibungen bei gleichzeitiger Abwehrhaltung). Aus der Aufarbeitung vergangener Kriege weiß man: Im Krieg geschehen alle erdenklichen Grausamkeiten, deren Aufzählung sich im Angesicht ihrer Aktualität hier verbietet. Krieg ist die Abwesenheit, ‚vernünftiger‘ Sprache, ist die Ver-

¹ Für die zuverlässige und sorgfältige Unterstützung bei der Einrichtung dieses Bandes danken wir Magnus Rook und Antonia Bahria.

neinung von verbaler Konfliktbewältigung. Krieg entmündigt alle Beteiligten (wenn nicht die Entmündigung der kriegerischen Auseinandersetzung selbst voraus- oder mit ihr zumindest einhergeht). Die Logik des Krieges ist die des absoluten Unverständnisses, der Misanthropie (statt Empathie), des gegenseitigen Unterstellens und Nicht-Zuhören-Wollens und -Könnens; der Pauschalisierung und Polarisierung; der Reduktion sprachlicher Vielfalt auf einfachste Wir-Sie-Rhetorik und Gruppen-Ismen.

Die Fähigkeit zur adressatengerechten Verbalisierung eigener Bedürfnisse, die Kompetenz zur sprachlichen Aushandlung und Koordination divergierender Interessen, kurz Sprachfähigkeit, bedeutet Macht, weil sie soziale Handlungsfähigkeit befördert. Das wusste schon Hannah Arendt (1981): „Macht entspricht der menschlichen Fähigkeit, nicht nur zu handeln oder etwas zu tun, sondern sich mit anderen zusammenzuschließen und *im Einvernehmen* mit ihnen zu handeln. [unsere Hervorh.]“ (ebd., 45) Gewalt dagegen ist das Gegenteil von Macht, auf Gehorsam ausgelegt und auf ihn angewiesen, instrumentell statt reflexiv. Sie „tritt auf, wo Macht in Gefahr ist“ (ebd., 57).

„Auch die größte Macht kann durch Gewalt vernichtet werden; aus den Gewehrläufen kommt immer der wirksamste Befehl, der auf unverzüglichen, fraglosen Gehorsam rechnen kann. Was niemals aus den Gewehrläufen kommt, ist Macht. [...] Nackte Gewalt tritt auf, wo Macht verloren ist. [...] dass Machtverlust sehr viel eher als Ohnmacht zur Gewalt verführt, als könne diese die verlorene Macht ersetzen.“ (Arendt 1981: 54f.)

Es ist kein Zufall, dass der moderne, verfasste Rechtsstaat eine komplexe Textstruktur bildet, der den sozialen, ggf. gewaltvollen Konflikt in den durch Verfahren geleiteten semantischen Kampf um das bessere Argument vor Gericht kanalisiert.

„Die Sprache kann die Ausübung der Gewalt erschweren, indem sie Rechtfertigungszwänge errichtet und einfordert. Die Sprache kann die Ausübung der Gewalt aber auch erleichtern; dies ist dann kennzeichnend für ein Unrechtssystem, in dem die Sprache als Dienstmagd der Gewalt deren stille Ausübung verbirgt oder deren offene Ausübung feiert.“ (Müller/Christensen/Sokolowski 1997: 173)

Krieg und kriegerische Gewalt widersprechen jeglicher rechtsstaatlichen Logik, ja sie stellen das Gesetz des an Ressourcen – Geld, Waffen, Wissen usw. – Stärkeren absolut. Das Gesetz des Stärkeren ist auf Sprache und erst recht auf Formen der gleichberechtigten Aushandlung nicht angewiesen. Krieg macht darum sprachlos, zunächst die Opfer, später, aus der Distanz, die zur psychischen Verarbeitung drängt, auch die Täter.

Wer die deutsche und internationale Medienberichterstattung zur Ukraine-Krise der letzten Monate aufmerksam verfolgt, kann die häufige Schwarz-Weiß-Polarisierung („Ost“ versus „West“), die Personifikation von ‚Guten‘ und ‚Bösen‘ nicht übersehen. Immer häufiger finden sich symbolische Muster, die wir aus vergangenen zwischenstaatlichen Konflikten als Propaganda kennen.

„Propaganda ist eine Technik zur Akzeptanz angesonnener Verhaltensprämissen, bei der die kommunizierte Botschaft durch Reflexivisierung generalisierte Wahrheitsansprüche erzeugt, deren Akzeptanz durch Kommunikation latenter Sanktionspotenziale sichergestellt wird.“ (Merten 2000)

Das Ziel von Propaganda ist in der Regel eine kognitive Mobilisierung und Mobilmachung eines als einheitlich (d.h. von sozialen und Interessenunterschieden abstrahierenden) hypostasierten ‚Volksgestes‘ noch weit im Vorfeld erster oder auch nur potentieller Kriegshandlungen. Es geht um die vorbereitende Legitimation von politischen oder militärischen Entscheidungen, die ohne ihre persuasive Fundierung nicht oder nur gegen großen Widerstand durchzusetzen wären. Im Internet finden sich zahlreiche Spuren, die zwischen offener Propaganda und ‚normalem‘, boulevardesk-schematisierendem Infotainment changieren.

Eine einfache Google-Bild-Suche zu Wladimir Putin illustriert das überwiegende kritische Framing des russischen Präsidenten in westlichen Medien. Die Darstellung der Konfliktsituation wird auf die Person Putin als alleinigen Aggressor fokussiert. Als Handlungsmotive angeboten werden vor allem Irrsinn und (Größen-)Wahn, Gefühlskälte, Egozentrismus, Gewaltverherrlichung und Unmenschlichkeit: Die medial eingesetzten Montagetechniken vergleichen Putin mit Hitler, Stalin, Zaren, Geisteskranken und Comicfiguren und/oder entmenschlichen ihn als Vampir, Bären oder Terminator. Viele Muster der medialen Zubereitung finden sich bereits auf Propaganda-Plakaten des Kalten Krieges der 60er und 70er Jahre. Ungeachtet dessen, wie man zur Person oder zur Politik Putins oder (weil pars pro toto dafür stehend) Russland steht, so ist diese Art der medialen Zubereitung natürlich nicht geeignet, die komplexe Krisensituation auch nur andeutungsweise verstehen zu helfen.²

Das gleiche gilt – soweit wir sehen – auch für die persuasive bis propagandistische Informationspolitik Russlands bzw. Russland-naher Akteure (seien es ganze Länder, Volksgruppen oder Institutionen), wenn es um die Handlungsmotive ‚des‘ Westens oder als ‚westlich‘ prädiszierter Akteure geht. Wiederkehrend findet sich etwa der implizite und totalisierende Vorwurf, die Ukraine verfolge nazistische Ziele (vgl. unten stehendes Werbeplakat im Vorfeld des Referendums über den Status der Halbinsel Krim 2014).

Wir möchten an dieser Stelle kein Urteil über die tatsächlichen Handlungsmotive der involvierten Kontrahenten fällen. Mit dem kurzen Beispiel möchten wir vielmehr die Art und Weise problematisieren, wie in der Öffentlichkeit derzeit mehrheitlich der Ukraine-Konflikt behandelt wird – nämlich simplifiziert, schematisiert und persuasiv und teilweise propagandistisch gefärbt. Seriöse, abwägende und das heißt vor allem auch in ihrem Geltungsanspruch (auch ohne zweifelhaft arbeitende Geheimdienste³) nachprüfbar Informationsquellen finden sich auch in Deutschland immer seltener. Kaum beachtet und folgenlos blieb etwa im September 2014 eine Rüge der ARD durch deren Programmbeirat mit dem Vorwurf der „tendenziösen“ Berichterstattung (ein Vorwurf, den die sog. ‚Qualitätspresse‘ ansonsten nur gegenüber Boulevardblättern wie der Bildzeitung erhebt)⁴. Es bedurfte des Leaks eines internen Sitzungsprotokolls⁵,

² Die Darstellungen der Titelbilder sind natürlich funktional von Artikeltexten zu unterscheiden: Medienethisch ist jedoch fraglich und wurde in den letzten Jahren auch wiederholt kritisiert (zuletzt gegenüber dem Spiegel), wie weit Titelbilder hinsichtlich Provokation und Schematisierung gehen dürfen.

³ Vgl. Narr 2004.

⁴ Vgl. Handelsblatt vom 18.09.2014 (<http://www.handelsblatt.com/politik/deutschland/ruegedes-programmbeirats-berichtet-die-ard-zu-russlandkritisch/10722250.html>, 03.03.2015).

um den Chefredakteur der ARD, Thomas Baumann, zu einem öffentlichen Statement zu bewegen.



Abb. 1: Putin auf Titelseiten europäischer Medien

⁵ Telepolis (18.09.2014): „Ukraine-Konflikt: ARD-Programmbeirat bestätigt Publikumskritik“; <http://www.heise.de/tp/artikel/42/42784/1.html> (06.03.2015).



Abb. 2: Wahlwerbung im Vorfeld des Referendums über den Status der Krim 2014:
Konzipiert als Wahl zwischen ukrainischem Nazismus und russischer Freiheit
(The Guardian, 17.03.2014)

Zweifel an offiziellen Verlautbarungen und dominanten Deutungsangeboten lässt sich immer seltener offen artikulieren. Ausnahmen bilden im Modus der Ironie vorgetragene Kritiken – etwa im politischen Kabarett – oder vereinzelt in freien Online-Angeboten⁶. Ansonsten provozieren Nachfragen leicht expressiv vorgetragene Polemiken des ‚Für uns‘ oder ‚Gegen uns‘ (wobei – ganz typisch – sowohl das ‚Wir‘ als auch das ‚Sie‘ referentiell unbestimmt bleiben). Selbst die Auseinandersetzung auf einer wissenschaftlichen Metaebene gerät zunehmend in Gefahr, wenn zuweilen selbstbewusste, etablierte ForscherInnen (nicht nur mit slawischem Hintergrund) eine Teilnahme an diskursanalytischen Workshops oder Tagungen absagen, weil ihnen das Thema derzeit „zu heiß“ sei⁷ oder die Ausschreibung von Stiftungen zur Förderung trinationaler Projekte (Russland, Ukraine, Deutschland) zu diplomatischen Krisen führt⁸.

Das zuvor kursorisch Genannte stimmt nicht sonderlich optimistisch. Hat die wissenschaftliche Zunft, die sich in den vergangenen Jahrzehnten auf ungezählten Tagungen und in hunderten Publikationen mit dem Thema Konflikt beschäftigte, versagt? Wie kann es geschehen, dass sich einflussreiche Akteure der Politik trotz akademischer Ausbildung und mannigfacher, (auch) wissenschaftlicher Beraterzirkel, zur Androhung von Waffengewalt gegenüber sog. ‚Feinden der Demokratie‘ bewegen lassen? Ja, was ist der Sinn jahrzehntelanger mikroskopischer Studien zum Streitverlauf in der inter-

⁶ Insbesondere hervorzuheben sind etwa die Nachdenkseiten (<http://www.nachdenkseiten.de>, 19.03.2015; herausgegeben von Albrecht Müller), die durch regelmäßige Presseschau, Quellenoffenlegung und Kommentierung zu einer Reflexion gegenwärtiger Medienberichterstattung beitragen.

⁷ So bereits wiederholt geschehen im Kontext von Bemühungen von F. Vogel, 2015 eine Tagung zur medialen Konstruktion des Ukraine-Konfliktes auszurichten.

⁸ Darauf verweisen zumindest informell kursierende Papiere mit Blick auf ein Förderprogramm der Volkswagenstiftung 2015.

personalen Mediation und Schlichtung oder zur Häufigkeit von Gewalt-Begriffen in Mediendiskursen angesichts einer zunehmenden Eskalation verbaler in nonverbale Konflikte sowohl weltweit als auch im eigenen Lande (man denke an aktuelle Debatten um die ‚neue Rolle‘ der Bundeswehr jenseits ‚bloßer‘ Verteidigung)?

Zu Aufbau und den Beiträgen dieses Bandes

Der vorliegende Band ist weit davon entfernt, einem destruktiven Pessimismus zu erliegen. Im Gegenteil. Sein Ziel ist ein Beitrag zur weiteren Sensibilisierung für das Thema Konflikte, er versteht sich gerade heute und jetzt – wenn uns diese pathetische Formulierung erlaubt ist – als ein Plädoyer für die weitere Suche nach einem linguistischen Beitrag zur Befriedung Europas. Ein solcher Beitrag fokussiert gerade das, worauf es in Konflikten ankommt: auf eine verbale, gesichtswahrende (Goffman 1955) Verarbeitung für alle Beteiligten. Nur eine auf verbale Bearbeitung hin orientierte Konfliktlösung fördert, ja fordert das individuelle Verständnis der Kontrahenten. Es fordert die Einhaltung grundlegendster Kooperationsmaximen (Grice 1975): die interaktive Explikation und Anpassung (Kontextualisierung) des eigenen Wahrnehmens, Fühlens, Denkens und Handelns an das Wahrnehmen, Denken, Fühlen und Handeln des anderen. Der Kontrahent wird damit zu einer Person mit individuellen Bedürfnissen und Wünschen, aber auch Ängsten und Widersprüchen im Geflecht ihn umgebender sozialer Gruppen und historisch gewachsener Politiken. Verbale Konfliktlösung in diesem Sinne schafft Individualität und inkludierende Sozialität, sie zwingt zur Differenzierung dort, wo der Konflikt Schematisierungen (vor allem Vorurteile re-) produziert. Nur so lässt sich Vertrauen, das heißt ein interaktiv geteiltes Wissen über erwartbare solidarische Handlungsmuster aufbauen und befördern.

Der Großteil der hier gedruckten Beiträge war Gegenstand der Diskussion auf einer einwöchigen Winterschule an der Universität Heidelberg, die 2013 vom Europäischen Zentrum für Sprachwissenschaften (EZS) ausgerichtet und von der Volkswagenstiftung gefördert wurde. Ziel der Winterschule war es, aktuelle linguistische Forschung und Methodik zur Untersuchung von Konflikten und Konfliktlösungsstrategien zu diskutieren. Die EZS-Winterschule entstand auch unter dem Eindruck einer europäischen Finanzkrise, die uns im Wesentlichen bis heute, im März 2015, beunruhigt und sich teilweise sogar zugespitzt hat. Das damals von uns plakativ ausgegebene Motto „Europa ist mehr als eine Währungsunion – Linguistik ist mehr als Grammatik“ erscheint weiterhin stimmig, auch wenn die Zweifel daran lauter werden: die europäischen Themen und Probleme können nicht allein durch Finanzpolitik gelöst, sondern nur im Dialog und damit im Gespräch, also sprachlich ausgehandelt werden. Linguistische Theorien und Methodik können dazu beitragen, die Entstehung von Konflikten, von Verstehen und Missverstehen, sichtbar und als kulturelle Grammatik bearbeitbar zu machen. Die Besonderheit der linguistischen Winterschule lag daher in der Verknüpfung des kulturwissenschaftlichen Forschungsgegenstands ‚Konflikte‘ mit methodischen Herangehensweisen der Disziplin Sprachwissenschaft. Dieser Ansatz spiegelt sich in den Beiträgen unseres Bandes wider:

Im Anschluss an diese einführenden Worte untersucht im ersten Teil dieses Bandes Andreas Liebert die Konstitutionsbedingungen kulturwissenschaftlichen Forschens und Schreibens von heute. Die Entwicklung und textuelle Ausarbeitung einer kulturwissen-

schaftlichen Fragestellung zeige sich idealtypisch als ein komplexer Prozess der Auseinandersetzung eines Forschungssubjektes mit den konfliktären Kulturbedeutungen seiner persönlichen sowie wissenschaftlichen (Fachinstitution) Umwelt. Die Produktion von wissenschaftlichen Erkenntnissen samt ihrer vorausgehenden Fragestellungen sei eingebettet in unterschiedliche Erwartungshorizonte des forschenden Subjekts (Gesellschaft, Fachkollegen, Selbstbild usw.), zu denen es eine (mehr oder weniger eigene) reflexive Position zu entwickeln habe. Aus einer Metaperspektive werden hierfür die Metaphern (hermeneutischer) Zirkel, Dialog und Rhizom fruchtbar gemacht.

Der zweite Teil dieses Bandes widmet sich Konflikten und Verfahren ihrer Bearbeitung in der interpersonalen Kommunikation (Mikroebene).

Zunächst beschreibt Johannes Schwitalla verbale Aggressionen und Streitgespräche aus der Perspektive der Gesprächs- und Interaktionslinguistik. Der Beitrag führt an historischen Beispielen – Auseinandersetzungen zwischen Cicero und Clodius (Antike), Reuchlin und Pfefferkorn sowie Luther und Papsttum (beide frühe Neuzeit) – ein in die wesentlichen Aspekte zum Verständnis verbaler Konfliktaustragung (Strategien des Face-Angriffs, Abhängigkeit von Situation und kulturellem Kontext) und gibt einen Überblick zu unterschiedlichen linguistischen Ansätzen der Konfliktforschung (Sprechakttheorie, Dialoganalyse, Prosodieforschung und Ethnografie der Kommunikation).

Reinhard Fiehler geht ebenso mit einem konversationsanalytischen Inventar an die Frage, wie sich Konflikte als kommunikative Struktur von Position und Gegenposition interaktiv konstituieren und welche Rolle Emotionen hierbei spielen. Verschiedene Manifestationsformen von Emotionen bildeten als bewertende Stellungnahmen einen wichtigen Beitrag zur Austragung verbaler Auseinandersetzungen. Die zuvor theoretisch entwickelten Grundlagen werden anschließend an einem massenmedial verbreiteten Fernsehstreitgespräch mit Günter Wallraff in der Fernsehsendung *Mittwochs in Düsseldorf* von 1986 illustriert.

Marcus Müller und Maria Becker behandeln das Thema ‚Konflikte in Gesprächen‘ im Hinblick auf die interaktionale Herstellung von wissenschaftlichem Wissen. Sie fragen danach, auf welche sprachlichen Praktiken Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zurückgreifen, wenn sie ihr akademisches Fach im interdisziplinären Raum vertreten. In solchen Gesprächen vollziehen die Partizipanten auf der Ebene der individuellen Situationsbewältigung kommunikative Handlungen, die auf Kooperation und Sachadäquatheit hin angelegt sind. Diese sind eingebettet in diskursive Praktiken, die im Moment ihres Vollzugs in den sprachlichen Handlungen aufscheinen. Hierbei unterscheiden die AutorInnen mit einer begrifflichen Anleihe aus der politischen Theorie „hegemoniale“ und „isolationistische Praktiken“.

Sylvia Kalina befasst sich mit der Frage, welche Anforderungen in Krisensituationen an einen Dolmetscher gerichtet werden und welche diskursiven Strategien zur Kompensation von Konfliktpotenzial eingesetzt werden können. Die Settings, die sie dabei analysiert, sind Konflikte in Kriegs- und Krisengebieten, Konflikte auf internationaler Ebene und Konflikte in der Zivilgesellschaft, wie zum Beispiel in Asylverfahren oder Gerichtsanhörungen. In diesen Kommunikationssituationen werden die Forderung nach wortgetreuer versus sinngestützter Wiedergabe, die Loyalität des Dolmetschers sowie asymmetrische Machtverhältnisse besonders brisant. Wie Dolmetscher auf dieses Anforderungsspektrum reagieren können, zeigt Kalina in ihrem Beitrag anhand von authentischen Beispielen.

Friedemann Vogel geht verschiedenen verbalen Manifestationsformen von Konflikten im Kontext computervermittelter Kommunikation (CMC), vor allem im Internet, nach. Nach einer kurzen Einführung in die Bedingungen von Internetkommunikation sowie der Unterscheidung von Technik und ihrer sozialen Aneignung (Plattform und Umgebung) gibt der Autor einen Überblick über die aktuelle, interdisziplinäre Forschung zu internetbasierten Konflikten. Die sozialsymbolische Konstitution von Aggressionen, Intergruppenkonflikten und Lösungsversuchen (Mediation, Schlichtung) in einer quasi-anonymen Umgebung wird anschließend am Beispiel der Wikipedia Deutschland illustriert.

Der Beitrag von Sebastian Rosenberger schließlich thematisiert die Eigen- und Fremdbezeichnungen der konfessionellen Parteien in satirischen Texten der Reformationszeit. Im Mittelpunkt stehen auf der einen Seite protestantische Flugschriften, in welchen die Praktiken der Alten Kirche angeprangert und ihre Repräsentanten und Anhänger diffamiert werden, auf der anderen Seite die antiprottestantische Kampfschrift *Von dem Grossen Lutherischen Narren* aus der Feder des Franziskanermönchs Thomas Murner. Die Texte werden in ihren kulturhistorischen Entstehungskontext eingebettet und mit lexikalisch-semantischen sowie lexikographischen Analysemethoden im Hinblick auf die Konstitution von Eigen- und Fremdbildern und die damit verbundenen Wirkungsabsichten bei den Rezipienten untersucht.

Der dritte Teil des Bandes dokumentiert verschiedene Zugänge und Fallstudien zur diskursiven Makroebene von Konflikten in Vergangenheit und Gegenwart.

Anhand ausgewählter Fallstudien aus dem Gebiet der Habsburgermonarchie befasst sich zunächst Hans Goebel mit zwischen 1848 und 1918 aufgetretenen Sprachkonflikten. Die behandelten Beispiele zeigen, welches Konfliktpotential die Durchführung von Volkszählungen und die Interpretation von deren Resultaten, die Festlegung einer oder mehrerer Unterrichtssprachen im Bildungswesen oder die Benennung von Ortschaften und sogar von Institutionen bergen können. Die Häufigkeit solcher Sprachkonflikte sowie die Vehemenz ihrer Abwicklung legen den Schluss nahe, dass in der späten Habsburgermonarchie sehr oft Konflikte weder gescheut noch entschärft, sondern vielmehr bewusst provoziert und als taugliches Mittel zur Beförderung und Ausreifung der eigenen Positionen empfunden wurden.

Aus einer transtextuellen, diskurslinguistischen Perspektive geht Theresa Schnedermann divergenten Konzeptualisierungen im psychologisch-medizinischen Diskurs um die sog. ‚Aufmerksamkeits-Defizit-Hyperaktivitätsstörung‘ nach. Mit Rekurs auf Ansätze der pragma-semiotischen Textarbeit und mittels qualitativer Mehrebenenanalyse (Wort-, Mehrwort-, Satz- und Textebene) sucht sie die perspektivierende Kraft sprachlicher Zeichen mit Analysen des Handlungswertes sprachlicher Äußerungen zu verbinden. Der Beitrag illustriert korpusbasiert den sprachlichen ‚Aufmerksamkeitswettkampf‘, d.h. den semantischen Kampf verschiedener Akteursgruppen (Mediziner, Lobbyverbände, Krankenkassen usw.) um Faktizität bei der Konstitution von ADHS als ernstzunehmende, behandlungs- und abrechnungsrelevante ‚Störung‘ oder als überdramatisierte ‚Krankenschreibung einer ganzen Generation‘.

Die sprachvergleichende Studie von Martina Schrader-Kniffki widmet sich medialen Krisendiskursen innerhalb Europas. Am Beispiel der ‚Gurkenkrise‘ zeigt Schrader-Kniffki, wie sich Konflikte in Verbindung von diskurs- und interaktionsanalytischen Zugängen untersuchen lassen. Das Korpus bilden romanischsprachige Texte der Online-

Presse, Foren- und Blögeinträge. Entlang ihrer Analyse stellt Schrader-Kniffki fest, dass die französischen, portugiesischen und spanischen Wortbildungsentsprechungen zum Kompositum Gurkenkrise unterschiedliche, diskursiv erzeugte und historisch verankerte Bedeutungsanteile aufweisen, die als Komponenten eines medial reaktualisierten Weltwissens der jeweiligen Sprechergemeinschaften gelten können.

Der Beitrag von Katharina Jacob und Anna Mattfeldt behandelt den Mediendiskurs zum Betreuungsgeld. Anhand eines deutsch- und eines englischsprachigen Zeitungskorpus wird der Frage nachgegangen, wie ein länderspezifischer Konflikt in einem anderen Land und mit den Mitteln einer anderen Sprache aufgegriffen wird, und welche Spiegelungen eigener Probleme und Konflikte dabei zum Tragen kommen. Anhand dieser Analyse wird ein siebenschrittiges Verfahren entworfen, über lexikalische und grammatische Zugangsweisen diskursive Konflikte in mehrsprachiger Perspektive zu erschließen.

Clara Herdeanu widmet sich in ihrem Beitrag dem medialen Diskurs zur Rumänischen Revolution im Dezember 1989 unter den Aspekten der Agonalität bzw. der Konfliktlosigkeit, des Fehlens von agonalen Auseinandersetzungen. Anhand eines Untersuchungskorpus von 543 Texten und 120 Bildern verschiedener deutsch- und rumänischsprachiger Zeitungen und Zeitschriften werden handlungsleitende Konzepte und diskursive Grundprinzipien herausgearbeitet. Herdeanu zeigt damit auf, wie gesellschaftspolitisch hoch relevante und massenmedial verarbeitete Ereignisse durch Sprache perspektiviert werden und sich diese sprachliche Zubereitung in das Weltbild einer Gesellschaft einschreibt.

Einen korpuslinguistischen, datenbasierten und quantifizierenden Ansatz zur Untersuchung von Konflikten stellen Rainer Perkuhn und Cyril Belica vor. Mit Rückgriff auf Daten des weltweit größten Korpus der deutschen Sprache, dem Deutschen Referenzkorpus (DeReko), sowie der korpuslinguistischen Analyseplattform Cosmas II eruieren sie verschiedene lexikalische Sprachgebrauchsmuster (Wortfelder einschließlich gebrauchswandter Ausdrücke), die sowohl in diachroner als auch in synchroner Hinsicht auf Handlungsmuster interpersonaler, Intergruppen- (*Atomkonflikt*, *Gaskonflikt* usw.) oder aber trans- oder innernationaler Auseinandersetzungen (*Nahost*, *Kosovo*, *Syrien* u.ä.) referieren.

Peter Hachemer und Clara Herdeanu geben abschließend einen Einblick in die Arbeit des *Heidelberger Instituts für Internationale Konfliktforschung* (HIK). 1991 gegründet, untersucht das HIK mit einer Kombination aus qualitativen und quantitativen politikwissenschaftlichen Methoden das globale, vor allem zwischenstaatliche Konfliktgeschehen. Das Institut entstand durch eine Initiative des Heidelberger Politikwissenschaftlers Prof. Dr. Frank Pfetsch und wurde in seinen Anfangsjahren durch eine finanzielle Förderung der DFG ermöglicht. Heute ist das HIK ein gemeinnütziger Verein, der von rund 150 ehrenamtlichen Mitarbeitern getragen wird. Einmal jährlich erscheint als zentrale Publikation des Instituts das medial regelmäßig vielbeachtete *Konfliktbarometer*.

Literatur

- Arendt, Hannah 1981. *Macht und Gewalt*. 4. Aufl. München: Piper.
- Goffman, Erving 1955. On Face-work: An Analysis of Ritual Elements of Social Interaction. *Psychiatry: Journal for the Study of Interpersonal Processes* 18(3), 5–46.
- Grice, H. P. 1975. Logic and Conversation, in Cole, Peter & Morgan, Jerry L. (Hg.): *Speech acts*. New York, NY: Academic Press. (Syntax and semantics, 3), 41–58.
- Merten, Klaus 2000. Die Konstruktion von Macht durch Kommunikation - am Beispiel von Propaganda, in *Festschrift für Siegfried J. Schmidt*. URL: <http://www.sjschmidt.net/konzepte/texte/merten.htm> [Stand 2013-12-20].
- Müller, Friedrich, Christensen, Ralph & Sokolowski, Michael 1997. *Rechtstext und Textarbeit*. Berlin: Duncker & Humblot. (Schriften zur Rechtstheorie).
- Narr, Wolf-Dieter 2004. So offenkundig war es selten: Geheimdienste taugen nur für den Herrschaftsmisbrauch. *Bürgerrechte & Polizei/CILIP*(78). Online im Internet: URL: <http://www.cilip.de/ausgabe/78/geheimdienste.htm> [Stand 2012-11-19].

Kulturbedeutung, Differenz, Katharsis

Kulturwissenschaftliches Forschen und Schreiben als zyklischer Prozess

Wolf-Andreas Liebert

„In Wahrheit ist der Horizont der Gegenwart in steter Bildung begriffen, sofern wir alle unsere Vorurteile ständig überprüfen müssen.“

(Hans-Georg Gadamer, Wahrheit und Methode, 1990, S. 311)

1. Einleitung

Methodenreflexionen in einem Fach können sowohl Zeichen von Stillstand als auch für die Neuformierung seiner Identität sein.¹ Letzteres trifft auf die Diskussionen der letzten Jahre in der Linguistik, der Soziologie und vieler anderer Kulturwissenschaften zu. Dabei haben sich die methodischen Diskussionen in der Linguistik intensiv mit der Hermeneutik im Sinne einer „Linguistischen Hermeneutik“ (Hermanns/Holly 2007) und mit dem Diskurs- bzw. Dispositivbegriff Foucaults auseinander gesetzt (z.B. Liebert 2004, Warnke/Spitzmüller 2008, Spitzmüller/Warnke 2011). Zudem sind im Rahmen der kulturwissenschaftlichen Wende (Jäger/Stanitzek 2002, Jäger/Linz 2004, Jäger/Jarke/Klamma/Spaniol 2008, Jäger 2010, Günthner/Linke 2006, Kämper/Eichinger 2008, Metten 2014) eine Vielzahl neuer Sichtweisen entstanden sowie Bezüge zu den Sozialwissenschaften, insbesondere zur Wissenssoziologie, hergestellt worden. Die Vielzahl der Diskussionen und Publikationen scheint auch eine vermehrte Heterogenität mit sich zu bringen, die sich auch in Lehrwerken niederschlägt (vgl. Nünning/Nünning 2010), so dass sich die Frage stellt, ob es denn überhaupt noch einen gemeinsamen Grund kulturwissenschaftlicher Forschung geben mag. Im Folgenden soll genau diese Auffassung eines gemeinsamen Grundes vertreten werden, so dass sich als Ziel dieser Abhandlung ergibt, eben diesen Grund zu formulieren und zur Diskussion zu stellen. Es geht also nicht um eine Erweiterung der hermeneutischen bzw. diskursiven „Werkzeugkiste“, sondern um eine Rekonstruktion dessen, was der ‚Meister‘ mit der Werkzeugkiste

¹ Ich danke den Teilnehmenden am Koblenzer Kolloquium/Oberseminar, den Teilnehmenden der Heidelberger Winterschule sowie den Studierenden in ganz unterschiedlichen Modulen der Universität Koblenz, die mich durch ihr positives Feedback ermutigt haben, diesen Ansatz auszubauen. Ich bin auch vielen Kolleginnen und Kollegen für Ihre Anregungen dankbar, insbesondere für die späte „Einweihung“ in Heinrich Rickerts und Max Webers Begriff der Kulturbedeutung durch Clemens Albrecht und Winfried Gebhardt. Den Hinweis auf ähnliche Vorstellungen in der Ethnologie bei James P. Spradley habe ich von Jewgenia Weißhaar, B.A. erhalten.

Im Folgenden werden genderspezifische Markierungen uneinheitlich verwendet, um entsprechende Klischees nicht zu unterstützen.

te *macht*. Oder präziser, welche fachlichen Praktiken notwendig sind, um einen kulturwissenschaftlichen Text herzustellen: Es soll also der idealtypische Arbeitsprozess kulturanalytischen Arbeitens im hermeneutischen und diskursiven Kontext transparent gemacht werden. Die folgende Betrachtung ist dabei durch bestimmte Einschränkungen gekennzeichnet: Die Einschränkungen betreffen einerseits die Paradigmatizität – es soll nur um im weitesten Sinne kulturwissenschaftliches Forschen gehen – und den Ansatz – es soll ausschließlich um ein Forschen gehen, das im weitesten Sinn empirisch ist, sich also mit realer Kultur und Sozialität auseinandersetzt und auch beansprucht, darüber Aussagen machen zu können. Dabei soll eine zugleich bekannte und einfache Denkfigur, nämlich die Metapher des hermeneutischen Zirkels, herangezogen werden, die – durch die Metaphern des Dialogs und des Rhizoms erweitert – als Basis kulturanalytischen Arbeitens dienen kann, unabhängig vom konkreten kulturwissenschaftlichen Forschungsparadigma im engeren Sinne und auch unabhängig davon, welcher Datentyp und welche Datenkomplexität vorliegen. Die Kernidee des hier vorgestellten Ansatzes besteht darin, dass kulturwissenschaftliches Arbeiten letztlich darauf hinausläuft, dass ein Werk in Form einer schriftlichen Publikation entsteht. D.h., unabhängig davon, wie komplex und umfangreich das Datenmaterial ist, das interpretiert wird, steht am Ende ein Text, der darauf wartet, in den fachlichen und außerfachlichen Diskursen aufgenommen und integriert zu werden. Forschungs- und Schreibprozess sind im kulturanalytischen Paradigma also nicht zu trennen, sondern müssen als *ein* komplexer Vorgang angesehen werden. Die meisten Darstellungen trennen den Schreibprozess vom Forschungsprozess ab, so dass sie entweder das Forschen fokussieren und den Schreibprozess in äußerst reduzierter Weise betrachten oder eben umgekehrt das wissenschaftliche Schreiben als losgelöst von einem Forschungsprozess behandeln – gerade in den Darstellungen zum wissenschaftlichen Schreiben scheint es beliebig zu sein, welche Art von Forschung betrieben wird. Im Folgenden soll dagegen die Auffassung der *paradigmatischen* Adäquatheit vertreten werden, die quer zu den Fächergrenzen auszumachen ist. Für die Anerkennung der Forschung kommt es nämlich weniger auf die Fächernamen, sondern eher auf ein bestimmtes Paradigma an, das eben mit den Fächern nicht identisch ist. Beispielsweise ist die Linguistik ein von mindestens drei Paradigmen² besiedeltes Fach, aber auch in den Sozialwissenschaften oder in der Geographie zeigen sich fachlich-paradigmatische Heterogenitäten durch teilweise emotional geführte semantische Kämpfe, die sich insbesondere um eine grundsätzliche Orientierung des Faches an den Naturwissenschaften oder den Kulturwissenschaften drehen.

Die folgende Darstellung bezieht sich nicht nur auf die oben angesprochene, aktuelle Diskussion, sondern auf eine breite Tradition qualitativer Forschung in den Geisteswissenschaften bzw. den heutigen Kulturwissenschaften. Sie gründet zum einen in der „klassischen“ Hermeneutik, also den bekannten Arbeiten von Friedrich Schleiermacher, Wilhelm Dilthey, Martin Heidegger und Hans-Georg Gadamer, vor allem aber ihrer Adaption in der hermeneutischen Linguistik durch Bernd Ulrich Biere (1989) sowie die im Anschluss an John L. Austin und Ludwig Wittgenstein entstandene performative, kultur- und diskursorientierte Textinterpretation, die auch einheitliche Verfahren für

² Gemeint sind hier logisch-formales, empiristisch-scientifisches und interpretativ-hermeneutisches Paradigma.

Mündlichkeit und Schriftlichkeit entwickelte (vgl. Heringer/Öhlschläger/Strecker/Wimmer 1977, Holl/Kühn/Püschel 1984, Polenz 1988, Busse 1992, Busse/Teubert 1994, 2013, Hepp 1998, Liebert 2003, 2004, Habscheid/Klemm 2007). Auch die lebensweltlichen Ansätze im Anschluss an Edmund Husserl, Aaron Gurwitsch und Alfred Schütz (vgl. dazu Schwinn 1997) unterscheiden sich vom Verfahren her zwar im Detail, jedoch nicht wesentlich. Gleiches gilt auch für die im weitesten Sinne phänomenologisch orientierten Ansätze in der Ethnologie (Spradley 1980, Geertz 2012), insbesondere aber für die in der Linguistik breit rezipierten ethnographischen Konzepte (Garfinkel 1967, Hymes 1978, Kallmeyer 1994, 1995), die auch grundlegend für eine insgesamt ethnomethodologisch ausgerichtete Gesprächsforschung wurden (Fiehler 1990, Schmitt 2007, Deppermann 2008). In der Sozialwissenschaft wurde aus dem Symbolischen Interaktionismus die insbesondere in der Soziologie und Psychologie verbreitete ‚Grounded Theory‘ (Glaser/Strauß 2010) entwickelt, die ebenfalls große Ähnlichkeit mit dem hermeneutischen Arbeiten besitzt, und die heute in weiterentwickelter Form prominent von Reiner Keller (2010) und Adele Clarke (2012) vertreten wird. All diesen Verfahren ist zu eigen, dass sie von einem dynamischen, wechselseitigen Durchdringen theorie- und datengeleiteter Erkenntnisgewinnung ausgehen.

Im Folgenden soll der Forschungs-/Schreibprozess dargestellt werden, wie er spezifisch für das kulturwissenschaftliche Paradigma ist, das als ein im weitesten Sinn kontextualistischer Ansatz verstanden werden kann (vgl. Pepper 1966) und in den oben erwähnten Traditionen, insbesondere in literatur- und sprachwissenschaftlichen Fächern, aber auch der Soziologie, der Geschichte und anderen Disziplinen zu finden ist. Dies heißt auch, dass davon ausgegangen wird, dass in der Kulturwissenschaft der in Alleinautorschaft verfasste Text, unabhängig davon, wie umfangreich er sein mag, ein zentrales Element des Paradigmas ausmacht, auch wenn die Multiautorschaft in den Kulturwissenschaften Gleichrangigkeit beanspruchen kann. Dies bedeutet also keinesfalls eine Abwertung von Texten, die von mehreren Autoren verfasst wurden, sondern soll lediglich die Zentralität der Einzelauteurschaft herausstellen, die sich unabhängig von den vielfältigen neuen Formen der Kooperativität erhalten hat. Gerade berühmte Autorenpaare wie Gilles Deleuze und Félix Guattari oder George Lakoff und Mark Johnson sind immer auch durch eine Alleinautorschaft hervorgetreten. Im Folgenden wird auch deutlich werden, warum es sich hier nicht einfach um eine Mentalitätsfrage etwa einer Humboldt’schen ‚In-Einsamkeit-und-Freiheit‘-Nostalgie handelt, sondern dass dies ein notwendiges Element der kulturwissenschaftlichen Erkenntnisgewinnung darstellt: Nur wenn sich die forschende Person als ein an seinem Forschungsfeld teilhabendes Forschungs*subjekt* konturiert, kann man überhaupt von kulturwissenschaftlicher Forschung sprechen. Dies meint nicht ein subjektivistisches Herangehen an soziale und kulturelle Phänomene im Sinne der Thematisierung persönlicher Befindlichkeiten, sondern die Konstituierung des Weber’schen Begriffs der Kulturbedeutung, die aus der Vielzahl von möglichen Phänomenen nur eine bestimmte Auswahl als bedeutsam heraushebt (vgl. Weber 1904). Erst wenn ein Forschungs*subjekt* in der Lage ist, die Kulturbedeutung seiner Forschung auszuarbeiten und darzustellen, ist es in der Lage, mit anderen Forschungs*subjekten* eine wie auch immer geartete dialogische Forschungskoope-
ration einzugehen. Ist es dazu nicht in der Lage, wird es Mitläufer, „Deskriptivist“ oder Auftragsforscher bleiben, aber kein gleichrangiger Dialogpartner in einem kooperativen Forschungsprozess sein. In der Befähigung zum Erkennen und

Explorieren der Kulturbedeutung liegt daher auch die wichtigste Aufgabe einer kulturwissenschaftlichen Nachwuchsförderung.

Im Rahmen der eben angegebenen Beschränkungen soll nun der Prozess im Folgenden in knapper Form dargestellt werden. Dabei werden die einzelnen Prozessabschnitte mit verschiedenen theoretischen Ansätzen wie beispielsweise der ‚Grounded Theory‘ kontextualisiert.

In einem Umfeld, in dem quantitatives Arbeiten sowie mathematische oder naturwissenschaftliche Modelle in massiver Form als allgemeingültige Normen wissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung auch in den traditionellen Geisteswissenschaften auftreten, soll hier die Eigenständigkeit des kulturwissenschaftlichen Arbeitens herausgestellt werden.

2. Kulturbedeutung, Fragestellung, Deutungsidee: das Forschungssubjekt als Ort konfliktärer Bedeutungskonstitution

Als Ausgangspunkt der Überlegungen soll ein Forschungssubjekt angenommen werden, das sich im weiteren Verlauf als Ort konfliktärer Bedeutungskonstitution herausstellen wird.³ Als Subjekt soll die Instanz verstanden werden, die Bedeutungsunterschiede wahrnehmen kann und wahrnimmt. Ein *Forschungs*subjekt konstituiert sich, wenn sich ein Subjekt einer Forschungstradition verpflichtet fühlt, in der es einen Diskurs darüber gibt, was als etwas Fragliches und Bedeutsames gelten kann und was gerade nicht. Dies bedeutet auch, dass das Forschungssubjekt immer in einen Kontext theoretischer Diskussionen und Begrifflichkeiten eingebunden ist. *Ohne* ein Forschungssubjekt würde sich jedoch keine zu erforschende Welt herausbilden, nichts wäre bedeutsam, denn die Welt hat aus sich selbst heraus keine Bedeutung. Um Missverständnissen gleich an dieser Stelle vorzubeugen, sei hier gleich gesagt, dass das Forschungssubjekt das im Diskurs als Fragliches und Bedeutsames Geltende nicht übernehmen, wohl aber kennen muss, gerade, wenn es sich dazu kritisch verhält. Es können zumindest drei Bedeutungssysteme ausgemacht werden, die sich im Forschungssubjekt als kontroverse und konfliktreiche Tendenzen bemerkbar machen können. Diese Bedeutungssysteme speisen sich aus verschiedenen Quellen: dem eben erwähnten Fachdiskurs, einem allgemeinen gesellschaftlichen Diskurs und der eigenen Geschichte einschließlich persönlicher Relevanzen und Vorlieben. Das Forschungssubjekt muss für alle drei Relevanzsysteme ein tragfähiges Modell aufbauen und sie in eine Balance bringen – und dies ist schwieriger, als es auf den ersten Blick erscheint. Man könnte im Anschluss an die Definition eines Forschungssubjekts zunächst daran denken, dass der Fachdiskurs das einzige

³ Angesichts der weitläufigen Subjeklitteratur mag es vermessen erscheinen, diesen Ausgangspunkt zu nehmen. Der Nachweis, dass sich dies mit den bisherigen Positionen zum Status des Subjekts verträgt, kann an dieser Stelle nicht geleistet werden.

Relevanzsystem darstelle. Gerade in den letzten Jahrzehnten haben sich allerdings nicht-fachliche Bedeutsamkeitssysteme herausgebildet, die etwa nach gesellschaftlicher Relevanz oder auch Irrelevanz von Wissenschaft oder deren politischen und technischen Folgen fragen. Ab den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts wird gesellschaftliche Relevanz dabei zunehmend zu einem Synonym für ökonomische Verwertbarkeit. Das Forschungsobjekt steht daher in einem ständigen Konflikt mit diesen nicht-wissenschaftlichen Bedeutungssystemen, zu denen es sich verhalten und die Forschungsarbeit in einem Spektrum von Anpassung und Widerständigkeit darauf beziehen muss. Aus dem kulturwissenschaftlichen Arbeitsprozess sind gesellschaftliche Debatten und Relevanzsetzungen also nicht mehr wegzudenken, sie stellen einen wichtigen und konfliktreichen Faktor dar.

Einwände könnten auch dagegen erhoben werden, ein persönliches Relevanzsystem einzubeziehen, denn Wissenschaft soll ja gerade frei von subjektivistischen Tendenzen sein. Doch haben die Forschungen der ‚Science Policy Forschung‘ gezeigt (z.B. Collins/Pinch 1999, 2000), dass Persönliches durchaus folgenreich für den Forschungsprozess sein kann. Eine aus der Person des Forschungsobjekts stammende emotionale Bindung zum Untersuchungsgegenstand, die die Motivation zur Forschung darstellt, ist in irgendeiner Form zudem immer gegeben: „Man erforscht, was man liebt oder was man hasst.“⁴ Wer beruflich für die Betreuung wissenschaftlicher Qualifikationsschriften wie Masterarbeiten, Dissertationen oder Habilitationsschriften verantwortlich ist, weiß, dass die persönliche Ebene mitunter den entscheidenden Engpass darstellt: In welcher Weise Autoritäten in jemandes Selbstmodell verankert sind, kann durchaus einen Einfluss darauf haben, ob er sich vor Autoritäten fürchtet oder nicht, und damit auch seinen wissenschaftlichen Stil beeinflussen. Es gibt Forscherinnen und Forscher, die eine regelrechte Angst vor den „widerborstigen“ Daten und deren Interpretation haben und sich deshalb vermehrt in das Schreiben eines theoretischen Teils vertiefen – was die Angst vor einer Konfrontation mit den Daten und ihrer Störungskraft nur noch mehr steigert. Gleiches gilt für „Lesefetischisten“, die ein Buch nach dem anderen lesen, und sich nicht trauen, auch nur eine Zeile selbst zu formulieren. Insbesondere in den Qualifikationsabschnitten ist dieser Bereich daher sehr sensibel, da sich die Rolle als Forscherin bzw. Forscher noch im Professionalisierungsprozess befindet.⁵ Wie auch immer: Die Reflexion über den Fachdiskurs, den weiteren gesellschaftlichen Kontext und sich selbst, insbesondere in der Rolle als Forscher/in, sind die Voraussetzung dafür, dass das Forschungsobjekt etwas erkennen kann, was vorhin mit Max Weber die „Kulturbedeutung“ genannt wurde. Dadurch erscheinen dem Forschungsobjekt bestimmte Gegenstände als mögliche Untersuchungsgegenstände und bestimmte Fragen als mögliche Forschungsfragen und darunter wieder bestimmte Gegenstände und bestimmte Fragen als bedeutsam bzw. bedeutsamer als andere. Diese Konstellation stellt den Ausgangspunkt des kulturwissenschaftlichen Forschungs- und Schreibprozesses dar. Häufig ist dem Forschungsobjekt die Kulturbedeutung jedoch nicht bewusst. Vielleicht fallen ihm bestimmte Phänomene oder Themen als „interessant“ auf, sprechen ihn Gegenstände an, ohne dass zunächst gesagt werden kann, warum diese seine Aufmerksamkeit

⁴ Winfried Gebhardt, persönliches Gespräch.

⁵ Vgl. dazu auch Max Webers Ausführungen zu „Stoffhuber“ und „Sinnhuber“ (1904: 87).

wecken. Daher steht am Beginn einer kulturwissenschaftlichen Arbeit die Reflexion des eigenen Interesses und der eigenen Bedeutsamkeitskonstitution. Wenn man sich die Kulturbedeutung vergegenwärtigen will, kann man sich fragen: *Warum werden diese Fragen und Themen im Moment für mich bedeutsam? Warum werden sie im Fachdiskurs bedeutsam? Warum in der Gesellschaft? Was ist das, was bei mir/vielen innerhalb und außerhalb des Fachdiskurses auslöst, es verstehen zu wollen? Welche Wertideen/Maßstäbe/Axiome machen diese Kulturwirklichkeit in gerade dieser Begrifflichkeit und dieser historischen Erscheinung bedeutsam und relevant und kein Anderes? Warum ist es so geworden und nicht anders? Welche Antworten werden erwartet? Welche Vermutungen habe ich bereits jetzt, da ich noch ganz am Anfang stehe?* Die Vergegenwärtigung der Kulturbedeutung ermöglicht es dann, die Fragestellung in Bezug auf den Untersuchungsgegenstand und die Vermutungen präziser zu formulieren.

Aus der Kulturbedeutung entstehen somit Fragestellung, Ergebniserwartung und Deutungsidee, die man mit William James als „lebendige Hypothese“ fassen kann (vgl. James 1897). Die Ergebniserwartung der In-Frage-Stellung sowie die Deutungsidee ergeben sich folglich weder aus einem theoretischen Modell im Sinne einer logischen Deduktion, noch induktiv aus Beobachtungen heraus, da diese ja erst noch anstehen, sondern aus dem kulturellen Kontext des Forschungssubjekts im Spannungsfeld von fachlichen, kulturellen und personalen Bedeutungssystemen, was man – wenn man mit semiotischen Kategorien operieren will – auch mit Charles S. Peirce (1931) *abduktiv* nennen könnte. Diese Genese der häufig zunächst nur vagen Deutungsidee über das vermutete Ergebnis der In-Frage-Stellung wird in der Hermeneutik als *produktives Vorurteil* aufgefasst. Im Folgenden soll unterstellt werden, dass das Forschungssubjekt noch keinen Kontakt mit dem Praxisfeld hatte. Ob und wie intensiv das Forschungssubjekt bereits mit dem Untersuchungsobjekt in seinem Praxisfeld bekannt ist, hängt von personalen, lokalen und situativen Zufälligkeiten ab und kann daher sehr unterschiedlich aussehen. Von Bedeutung ist in diesem Zusammenhang lediglich, dass, auch wenn bislang noch keine Berührung mit dem Untersuchungsgegenstand stattfand, sich doch aus den angeführten Bedeutungssystemen eine Kulturbedeutung und damit bereits mögliche Fragestellungen, Ergebnisvermutungen und Deutungsideen ergeben haben. Als Konsequenz für das Schreiben eines kulturwissenschaftlichen Werks bedeutet dies, dass zu einem relativ frühen Zeitpunkt mit dem Schreiben begonnen werden kann. Mit „Schreiben“ sind nun gerade nicht die Paratexte wie Paraphrasen von Forschungsliteratur gemeint, auch nicht Gliederungen, Mindmaps und Ähnliches, sondern der Zieltext selbst, das angestrebte kulturwissenschaftliche Werk, sei es eine erste Hausarbeit, eine Dissertation, ein Fachartikel oder eine Monographie. So entsteht – vielleicht nur auf einer halben bis einer ganzen Seite – ein vollständiger Text mit einer ersten aus dem wissenschaftlichen Diskurs, dem weiteren gesellschaftlichen Kontext und den eigenen Interessen heraus entwickelten Kulturbedeutung, der Fragestellung, Ergebnisvermutung und Deutungsidee sowie einer Exploration des in einem Praxisfeld situierten Forschungsgegenstands. Dieser Basistext, der häufig als ‚Exposé‘ bezeichnet wird, stellt den Nukleus dar, aus dem sich das Werk nach und nach entwickelt. Man könnte daher diesen Prozess zunächst als einen dialektischen verstehen. Wenn man aber bedenkt, dass das Ergebnis nicht im Sinne einer ‚Höherentwicklung‘ vorbestimmt ist, sondern dass die Vermutungen und Deutungsideen des Forschungssubjektes massiven Zerstörungsprozessen ausgesetzt werden, dann scheint es sich eher um eine ‚alchemistische‘

Transformation als um einen dialektischen Prozess zu handeln, wenn man Dialektik nicht auf eine Form von chaotischen Systemen mit Emergenzeigenschaften, z.B. Attraktoren, zurückführen will, was eine abstraktere Redeweise wäre als der poetische Begriff der Alchemie. Um sich nicht zu sehr in einer naturwissenschaftlichen Begrifflichkeit zu verfangen, soll im Verlauf der weiteren Abhandlung aber die Chaos-Theorie nicht weiter verfolgt, sondern die Metapher des Rhizoms (vgl. Deleuze/Guattari 1992) eingebracht werden. Ein Rhizom erlaubt ein organisches, lokal und situativ angepasstes Wachstum und ist daher ein viel treffenderes Bild als etwa die Metapher der „hermeneutischen Spirale“ (vgl. Bolten 1985), bei der Abbrüche, Zusammenbrüche, Seitensprünge und generell Überraschungen nicht vorgesehen sind. Auch wenn der grundlegende Prozess für Forschungsobjekte mit unterschiedlichen Professionalisierungsgraden der gleiche ist, ist das konkrete Werk doch in hohem Maße von der Erfahrung, dem Talent und dem Wissen des Forschungsobjekts abhängig. Denn während es beispielsweise für hoch professionalisierte kulturwissenschaftlich Forschende in der Regel intuitiv klar ist, welche Bedeutungsdifferenzen der Fachdiskurs vorgibt, mit oder gegen die man dann arbeiten kann, muss bei der ersten Hausarbeit im Studium häufig zunächst der Unterschied zwischen einem Fachbuch und einem Nichtfachbuch klar gemacht werden, bevor sich dann nach und nach ein Modell des Fachdiskurses aufbauen kann.

3. Die In-Frage-Stellung des Untersuchungsgegenstands im Praxisfeld

Forschungsgegenstände sind immer eingebettet in ein Praxisfeld, in dem sie entstehen, verweilen und vergehen. Sie sind also stets situativ, lokal und historisch kontextualisiert. Der nächste Schritt besteht nun darin, dass das Forschungsobjekt die im Basistext formulierte Frage auch tatsächlich stellt – und zwar indem es den Untersuchungsgegenstand in seinem Praxisfeld dieser In-Frage-Stellung aussetzt. Dazu tritt das Forschungsobjekt als ein planendes in Erscheinung: Es reflektiert sein Ziel⁶, seine Ressourcen, erarbeitet einen Plan und ein Verfahren zur In-Frage-Stellung des Untersuchungsgegenstandes im Praxisfeld und einen Arbeits- und Zeitplan für das gesamte Vorhaben. Die Elaboriertheit der Planung wird je nach Persönlichkeit und Publikationstyp unterschiedlich sein. Es gibt aber wenig Arbeiten, die nicht zumindest einem sanktionssensitiven Abgabetermin („Deadline“) unterworfen sind, sei dieser nun vom Verlag bestimmt, von gesetzlichen Vorgaben im Rahmen des Arbeitsvertrags oder festgelegten Einreichungs- oder Prüfungszeiten. An dieser Stelle ist einfach nur wichtig, dass Arbeits- und Zeitplanung – so rudimentär und chaotisch sie auch sein mögen – ein fester Bestandteil des kulturwissenschaftlichen Arbeitsprozesses sind.

⁶ bzw. seinen Auftrag oder die Anforderung, wenn es sich etwa um Auftragsforschung handelt.

3.1 Kontakt mit dem Praxisfeld

Die nächste Phase ist der Kontakt mit dem Praxisfeld. Der Feldbegriff wurde prominent in der Ethnologie insbesondere im geographischen Sinn verwendet. Von seiner Ursprungsbedeutung behält der Ausdruck „Feld“ seine Orthafügigkeit, auch wenn diese durch verschiedene technologische Werkzeuge sehr abstrakt sein kann. Die Beschreibung dieses Praxisfeldes kann in Form einer Ethnographie verfasst werden, wobei diese disziplinär einen unterschiedlichen Stellenwert einnimmt: Während in der Ethnologie die Ethnographie häufig schon das Forschungsergebnis ist, stellt sie in anderen Disziplinen lediglich eine Komponente in Rahmen einer größeren Untersuchung dar (vgl. z.B. Kallmeyer 1995). In vielen Fällen ist jedoch eine ausführliche Ethnographie nicht notwendig, wohl aber eine Reflexion über die Situiertheit des Untersuchungsgegenstandes im Praxisfeld. Gerade in linguistischen Textanalysen, etwa von Werbetexten, werden häufig Schrift-Bild-Texte analysiert, ohne auf ihre Situiertheit einzugehen, also in welcher Präsenz (beispielsweise als Plakat oder in einem Magazin) und in welchem historischen Kontext sie erschienen sind. Diese Dekontextualisierung stellt auch das größte methodische Problem der so genannten „Korpuslinguistik“ dar, wenn sie nicht in einen kulturellen Kontext eingebunden wird, sondern statistische Algorithmen als vermeintliche Erkenntnisverfahren die „subjektive Interpretation“ eines Forschungsobjektes substituieren und dadurch „objektivieren“ sollen. Eingebettet in einen kulturwissenschaftlichen Forschungsprozess stellen maschinenlesbare Textkorpora dagegen eine unschätzbar wertvolle Ressource dar. Für alle Ressourcen wie Korpora und Werkzeuge gilt der Satz von Max Weber, dass oberstes Ziel, dem sich sogar die Begriffsbildung unterzuordnen habe, der „Dienst an der Erkenntnis der Kulturbedeutung konkreter historischer Zusammenhänge“ (Weber, 1904, S. 101) sei.

3.2 Forschungsorientierte Intervention und Typen von Dokumenten

Wenn das Forschungsobjekt – bereits ausgestattet mit einer zunächst vagen Kulturbedeutung, einer Fragestellung, Ergebniserwartung und Deutungsidee – Kontakt mit einem Praxisfeld aufnimmt, dann tut es dies mit einer Reihe weiterer Vorannahmen. Vorhin wurde bereits über verschiedene Formen der Involviertheit gesprochen. Diese sollen nun etwas ausgeführt werden: Das Forschungsobjekt kann – mehrfach und zu verschiedenen Zeiten – mit dem Praxisfeld nur über Lektüre in Kontakt gekommen sein oder es kann selbst Teil dieses Praxisfeldes sein oder gewesen sein. Gerade letztere Möglichkeit scheint ungewöhnlich, ist aber häufiger, als man zunächst annehmen würde, denn das Forschungsobjekt ist als Subjekt ja stets in den Prozess der Kultur eingebunden, so dass das eigene Umfeld immer auch zum Praxisfeld werden kann, die ganze Wissenschaftsforschung lebt beispielsweise davon. In den letzten Jahren hat sich zu diesem Fragekomplex unter dem Namen „Autoethnografie“ eine eigene methodische Reflexion herausgebildet, auf die an dieser Stelle aber nicht näher eingegangen werden kann (vgl. dazu Ellis/Adams/Bochner 2010). Aber auch wenn das Forschungsobjekt vor Aufnahme seiner Forschung Teil des Praxisfeldes war, so war es dies jedoch nicht als ein forschendes, sondern als ein Mitglied des Praxisfeldes. In dem Moment, in dem es nun beschließt, ein Praxisfeld zu erforschen, in dem es selbst Mitglied ist oder war,

ändert sich seine Rolle und Funktion in ganz grundsätzlicher Weise. Denn dann entsteht eine beobachtende, von der Kulturbedeutung interessegeleitete Instanz, eine reflektierende Distanz, die die eigene Person als Mitglied des Praxisfeldes dissoziiert. Man kann hier – im Gegensatz zur teilnehmenden Beobachtung – von einer *reflektierten Teilnahme* sprechen, bei der das an einer Kultur teilnehmende Subjekt beginnt, über die Kultur, in der es selbst Mitglied ist, zu reflektieren und nach und nach eine forschende Haltung dazu einnimmt und damit *Forschungs*subjekt wird. Diese Dissoziation ist eine grundlegende kulturwissenschaftliche Fähigkeit, denn auch wenn wir den umgekehrten Fall betrachten, in dem ein Forschungssubjekt nicht Mitglied im zu untersuchenden Praxisfeld war, ist die empathische Teilnahme eine Voraussetzung, um das Praxisfeld überhaupt verstehen zu können. Zu dem zunächst distanzierten Beobachter mit Forschungsabsicht entsteht im Kontakt also die Instanz eines an der untersuchten Kultur Teilnehmenden, der nun mehr oder weniger stark in das Praxisfeld selbst involviert wird, was soweit reichen kann, dass das Forschungssubjekt selbst vollwertiges Mitglied des Praxisfeldes wird. Aus methodologischer Sicht stellt dies kein grundsätzliches Problem dar, denn entscheidend ist die Instanz des Forschungssubjekts, das sich die Erfahrung als Mitglied des Feldes nutzbar macht. Hier liegt auch die Schwierigkeit jeglicher Feldforschung, denn die ‚normale‘ Mitgliedschaft in einem Praxisfeld ist gerade nicht durch eine ‚um-zu‘-Relation bzw. durch eine Form der Dauerbeobachtung gekennzeichnet. Somit eröffnet sich hier ein Spektrum reichhaltiger Interessenkonflikte und die Formen, wie Forschungssubjekte in einer Kultur, die von ihnen untersucht wird, von dieser Kultur integriert werden, ist ein noch weitgehend unerforschtes Gebiet. In jedem Fall stellt das Auftauchen eines Forschungssubjekts in einem Praxisfeld eine Störung dar. Das Praxisfeld wird nicht nur einer Beobachtungssituation ausgesetzt, sondern auch einer Zweck-Mittel-Relation unterworfen, da es nun dazu „dient“, wissenschaftliche Erkenntnisse zu gewinnen. Das Einbeziehen eines Praxisfeldes stellt also immer eine forschungsmotivierte *Intervention* dar. Daher stellen die Kontaktaufnahme und die Eröffnung eines Zugangs zu einem Praxisfeld entscheidende Phasen dar, da in ihnen der interventionistische Charakter auf eine solche Weise offengelegt werden muss, dass dem Forschungssubjekt dennoch Einlass gewährt wird.

Kontaktaufnahme und Zugang werden natürlich sehr vereinfacht, wenn es um die Kulturanalyse öffentlicher Kommunikation geht, beispielsweise von Bundestagsdebatten oder öffentlich zugänglicher Online-Kommunikation, da hier der forschende Blick pauschal erlaubt und als Möglichkeit bereits berücksichtigt ist. In dem Moment, in dem jedoch die Frage nach der Situiertheit gestellt wird, nach den Räumen, in denen sie stattfinden, der Herstellung ihrer Übertragung und Archivierung, den Diskursen, die sich darin manifestieren, stellt sich das eben angesprochene Problem in gleicher Schärfe. Die von einer Fragestellung ausgehende Sammlung von öffentlich zugänglichen Dokumenten des Praxisfeldes stellt die distanzierteste Form der Datengewinnung dar.

Bei der beobachtenden Intervention können die Film und Ton aufzeichnenden von den nicht-aufzeichnenden unterschieden werden. Bei der nicht-aufzeichnenden Beobachtung, die häufig auch einfach „teilnehmende Beobachtung“ genannt wird, werden die flüchtigen Performanzen des Praxisfeldes nicht konserviert, sondern finden ihren Niederschlag in Form von Beobachtungsnotizen des Forschungssubjekts. Die teilnehmende Beobachtung ist vor allem in der Ethnologie ein wichtiges Verfahren und

wird dort nach wie vor standardmäßig verwendet. In anderen Disziplinen ist sie dort notwendig, wo aus unterschiedlichen Gründen keine Aufzeichnungen möglich sind.

Schließlich kann man die Teilnehmer des Praxisfeldes auch befragen, hier kommen vor allem in der Sozialwissenschaft die verschiedenen Formen von Interviews zum Einsatz, für die kulturwissenschaftliche Forschung ist vor allem das offene Leitfrageninterview von Bedeutung, auch das aus der Ethnologie stammende „ethnographische Interview“ (Spradley 1979). Eher selten ist die – etwa von Harold Garfinkel und Erving Goffman eingesetzte – Form des Experiments, nicht verstanden als Laborexperiment, sondern als Krisenexperiment, bei dem durch die reflektierte und gezielte Missachtung von kulturellen Praktiken und Routinen deren Regelmäßigkeit erforscht werden soll.

Man kann das kulturwissenschaftliche Forschen mit dem Transkriptionsbegriff Ludwig Jägers (2010) als einen Prozess verstehen, bei dem Prozesse, Ereignisse (d.h. Prozessmarkierungen) und Ergebnisse (z.B. Dokumente aus dem Praxisfeld) in Dokumente transkribiert werden, sei es durch Audioaufnahmen, Sicherung bestehender Texte (wie publizierte Autobiographien oder Selbstbeschreibungen) oder die Elizitierung von Dokumenten wie bei Interviews. Diese Dokumente werden schließlich in die wissenschaftliche Publikation des Forschungsobjekts eingearbeitet. In diese Publikation gehen aber nicht nur diese Dokumente ein, sondern ggf. auch Dokumente über das Praxisfeld, beispielsweise eine öffentliche Debatte um eine spezifische Kultur, die aber innerhalb dieser Kultur vielleicht gar nicht oder nur partiell wahrgenommen wird sowie die Forschungsliteratur. Deleuze/Guattari (1992: 12) haben darauf hingewiesen, dass dem Werk selbst organisierende Kraft zukommt, die sich im Verlauf des Schreibprozesses zeigt, wenn diese verschiedenartigen Stränge zu einem zu publizierenden Text verarbeitet werden. Je nach Fragestellung bilden Dokumente der eben beschriebenen Typen das Korpus der Untersuchung. Die Haupttätigkeiten der Korpusbildung sind dabei, Untersuchungsmaterial hinzuzufügen, zu sichern/zu verwalten, aufzubereiten und auszuwählen. Diese handlungsorientierte Beschreibung deutet bereits an, dass das Korpus im kulturwissenschaftlichen Forschungsprozess keine statische, sondern eine dynamische Größe darstellt, d.h. es verändert sich im Verlauf der Untersuchung. Es handelt sich also um ein *dynamisches Korpus*. Mit jedem Durchlaufen des hermeneutischen Zirkels (dies wird gleich genauer ausgeführt) kann eine neue Entscheidung gefällt werden, ob weitere Daten erhoben und in das Korpus aufgenommen werden sollen, oder auch ob bestimmte Daten sich als nicht relevant erwiesen haben und daher aus dem Korpus ausgesondert werden müssen. Wenn neue Daten hinzugefügt werden, müssen diese immer neu gesichert und ggf. aufbereitet werden, um sie etwa für eine Auswertungssoftware lesbar zu machen.

4. Interpretation

Die Interpretation stellt das ‚Herz‘ des kulturwissenschaftlichen Forschungsprozesses dar. Die Interpretation ist eine Performanz, bei der die Dokumente des Korpus vom Forschungsobjekt – im weitesten Sinne – lesend rezipiert und annotiert werden. Dabei lassen sich zwei Ansätze unterscheiden: die kategorial festgelegte und die kategorial offene Interpretation.

4.1 Die kategorial festgelegte Interpretation

Bei der kategorial festgelegten Interpretation werden zunächst aus der Kulturbedeutung und der Fragestellung Kategorien entwickelt, die für eine Beantwortung der Fragestellung geeignet erscheinen. Dann sucht das Forschungssubjekt beim Lesen der Dokumente des Korpus selektiv nur nach den bereits feststehenden Kategorien und bringt an jeder Fundstelle im Dokument eine Markierung und eine Notiz an („Codierung“). Wie die Aspekte festgelegt und sequenziell durchgeführt werden, kann sehr elaboriert sein (vgl. dazu etwa Gerzymisch-Arbogast/Mudersbach, 1998).⁷

4.2 Die kategorial offene Interpretation

Bei der kategorial offenen Interpretation liest das Forschungssubjekt die Dokumente des Korpus, ohne vorab Kategorien festzulegen. Das Finden stellt hier ein differenzielles Erkennen dar. Das Forschungssubjekt findet im Leseprozess eine Stelle, die ihm auffällt, bringt dort eine Markierung an und schreibt seine semantische Assoziation als eine Ad-hoc-Kategorisierung dazu („offenes Codieren“). Diese Ad-hoc-Kategorisierungen können mit Eugene Gendlin (1962) auch als „gefühlte Bedeutung“ begriffen werden, da die Kategorisierung zunächst vorläufig und ungenau ist und erst nach einigen Zyklen nach und nach klarer wird. Die offene Interpretation eignet sich auch gut für die kooperative Forschungsarbeit. Dafür hat sich der Begriff der ‚Datensitzung‘ eingebürgert. In der Datensitzung wird die Möglichkeit unterschiedlicher Fundstellen und unterschiedlicher Assoziationen bzw. Kategorienbildung deutlich. Datensitzungen sind daher eine große Bereicherung für die Forschungsarbeit, insbesondere wenn die eigenen Daten gemeinschaftlich interpretiert werden. Während sich früher eine große Zurückhaltung des erfahrenen Forschungssubjekts gegenüber dem wissenschaftlichen Nachwuchs als gängiger Stil herausgebildet hatte, steht heute eher die Transparenz unterschiedlicher Deutungen im Vordergrund, so dass Datensitzungen im Rahmen der Nachwuchsförderung zunehmend an Bedeutung gewinnen. Man kann dies bis auf gemeinschaftliche Interpretationen Ulrich Oevermanns (vgl. Garz/Kraimer 1994) zurückverfolgen, der in einer systematischen Ausnutzung des Verfahrens der Datensitzung sogar die Möglichkeit einer „objektiven Hermeneutik“ erblickt.

Diese beiden Formen der Interpretation werden häufig mit den Gegensatzpaaren ‚top down‘ und ‚bottom up‘ oder ‚deduktiv‘ und ‚induktiv‘ beschrieben.⁸ Dies sind jedoch recht ungenaue Ausdrücke für das, was bei der kulturwissenschaftlichen Interpretation geschieht. Ohnehin ist es fraglich, ob diese beiden Interpretationsformen ‚rein‘ vorkommen. Denn immer werden bei ersterer auch Stellen im Dokument auffallen, die

⁷ Im Bereich der sogenannten „Inhaltsanalyse“ wird die Interpretation delegiert, d.h. es werden mehrere Interpreten („Rater“) darauf trainiert, festgelegte Kategorien („Codes“) im Text zu erkennen. Wie weit diese übereinstimmen, wird versucht mit der „Interrater-Reliabilität“ zu erfassen. Für kulturwissenschaftliche Fragestellungen ist dies weniger geeignet, da zum einen die Gegenstände und ihre Kategorien zu komplex für eine Trainierbarkeit sind und zum anderen die offene Interpretation zumindest als Teilverfahren so gut wie immer zum Einsatz kommt.

⁸ Bei Mudersbach (1983) auch mit holistisch – atomistisch.

bisher nicht im Kategorienset vorhanden waren und bei letzterer spielen auch ohne vorgegebene Kategorien immer schon Präkategorisierungen eine Rolle, die sich durch die Gewinnung der Fragestellung und ggf. der ersten Feld-Beobachtungen in der Aufmerksamkeit des Forschungssubjekts voreingestellt haben. Wenn die ersten Interpretationen durchgeführt wurden, haben sich bereits Vermutungen über das, was in den anderen Dokumente zu finden sein wird, gebildet, so dass eine „offene Interpretation“ nicht eine voraussetzungslose, sondern lediglich eine kategorial nicht festgelegte ist. Beide Verfahren können als aufeinander folgende Interpretationsdurchläufe kombiniert werden.

4.3 Gemeinsamkeit von festgelegter und offener Interpretation

Bislang wurden ein Korpusdokument oder mehrere Korpusdokumente gelesen und dabei entweder mit vorgegebenen Kategorien Textstellen markiert oder auffallende Textstellen markiert und mit Kategorien versehen. Auch wenn diese beiden Verfahren vom Ansatz her verschieden sind, ist das Ergebnis eine Reduktion des Dokumentenmaterials auf Dokumentenausschnitte, die alle mit Bedeutungen versehen sind. Jede dieser Zuordnungen bezeichne ich als Elementarinterpretation. Was nun folgt, ist für beide Verfahren gleich: Die Kategorie – gleichgültig ob vorgegeben oder ad hoc entwickelt – stellt eine Universale dar, der die markierten individuellen Dokumentenausschnitte zugeordnet werden. Bildlich gesprochen werden die Fundstellen aus dem Text ausgeschnitten und die Textschnipsel nun in die Behälter mit den Kategoriennamen geworfen. Vor Einführung digitaler Werkzeuge handelte es sich tatsächlich auch um eine solche physische Bearbeitung des Materials: das invasive Einschreiben der Markierung und der Kategorien in das Dokument und das anschließende Schneiden und Einsortieren. Heute kann dies in relationalen Datenbanken in komplexen n:m-Beziehungen erfasst und ausgewertet werden. Gerade bei materialreichen, offenen und hoch assoziativen Interpretationen stellt dies eine große Hilfe dar. Diese Sammlung an eingeordneten Elementarinterpretationen bildet zugleich die zentrale Ressource für Zitate in der späteren Publikation, sei es um einen Idealtypus darzustellen, sei es um Kategorien zu exemplifizieren oder die Kulturbedeutung differenziert zu entwickeln und dies durch Zitate aus den Dokumenten des Korpus zu plausibilisieren.

4.4 Herausbildung komplexer Interpretationen aus Elementarinterpretationen

Die Elementarinterpretationen in geordneter Form bilden schließlich die Ressource für die komplexe Interpretation. Für die komplexe Interpretation hat sich in der Hermeneutik der Begriff der Deutung eingespielt. Dieser Begriff soll deshalb im Folgenden für die komplexe Interpretation beibehalten werden. Bei der Deutung geht es darum, aus den verschiedenen Elementarinterpretationen eine Gesamtaussage zu erhalten, was diese Auswertung in Bezug auf die Fragestellung, die Ergebnisvermutung und die Kulturbedeutung heißt. Die Deutung als Ergebnis der Auseinandersetzung mit den Daten steht immer in einer bestimmten Relation zur Deutungsidee, mit der die Interpretation (im Sinne eines produktiven Vorurteils) begonnen wurde. Diese Relation reicht von Unverträglichkeit und Widerspruch bis zur Übereinstimmung. Um zu dieser Deutung zu

kommen, muss das Forschungssubjekt etwas versuchen, das in der klassischen Hermeneutik bei Friedrich Schleiermacher als „Divination“ bezeichnet wurde, ein Verstehen aus einer Position heraus, die nicht die eigene ist. Der Schleiermacher'sche Begriff der Divination ist stark psychologistisch geprägt, was Hans-Georg Gadamer zu Recht kritisiert hat (vgl. Gadamer 1990: S. 270ff.). Dennoch ist dieser Begriff für die Kulturwissenschaften nützlich, da mit ihm ein wesentliches Moment des hermeneutischen Interpretationsprozesses ausgedrückt werden kann. Daher soll dieser Begriff nun neu gefasst werden. Man kann die Divination als aus zwei Teilen bestehend beschreiben, einer Eingebung, die sich als ein plötzliches Verstehen zeigt, und einer modifizierten Deutungsidee. Vor allem der Teil der Eingebung wird in der Literatur gern übergangen, da er als Nebenschauplatz erscheint. Tatsächlich stellt er aber den Hauptschauplatz für die Entstehung der Deutung dar. Daher soll diese Phase nun genauer betrachtet werden. Der Begriff der Eingebung hat große Ähnlichkeit mit dem Begriff der Intuition, ist aber mit ihm nicht vollständig synonym. Eine genauere Begriffsanalyse würde hier jedoch zu weit führen (vgl. dazu Plessner 1975: 7ff.), so dass im Folgenden mit dem Begriff der Eingebung gearbeitet werden soll. *Eine Eingebung kann verstanden werden als nicht-algorithmisierbarer Auslöser eines plötzlichen Erkennens von Zusammenhängen zwischen bis dahin als unverbunden wahrgenommenen Elementen.* Voraussetzung für die Eingebung ist eine Differenz, ein etwas in Bezug auf das Forschungssubjekt Andersartiges, mit dem es in konfliktärer Spannung steht. Dieses Andere ist nun von solcher Art, dass die Wissenskonstellation des Forschungssubjekts erschüttert („perturbiert“) wird und sich daraufhin ein mehr oder weniger drastischer Prozess der Selbstorganisation des Forschungssubjekts und seiner Wissenskonstellation ereignet. Die Eingebung als der Auslöser eines Selbstorganisationsprozesses ist daher wie das alltägliche Verstehen keine Handlung, die man tun kann, sondern etwas, das sich ereignet – oder auch nicht. Wie beim Verstehen gibt es vorbereitende Handlungen, die sie begünstigen. Eine solche, die Eingebung einladende Handlung kann ein Wechsel der Metaphorik des Lesens zu einer Metaphorik des Dialogs sein, die zu einem Wechsel der Position einlädt. Die Dialogmetapher für die Hermeneutik wurde von Martin Heidegger ausgearbeitet. Dabei stellt sich das Problem nicht einfach als ein methodisches, sondern verweist auf die grundsätzliche Lage des Menschen, der sich immer schon „in-der-Welt“ befindet und immer schon mit einem bestimmten Verstehen ausgestattet ist. Das Auszulegende ist bei ihm nicht etwas zu Lesendes, sondern etwas Antwortendes:

„Oder hat dieses Voraus-setzen den Charakter des verstehenden Entwerfens, so zwar, daß die solches Verstehen ausbildende Interpretation das Auszulegende *gerade erst selbst zu Wort kommen läßt, damit es von sich aus entscheide, ob es als dieses Seiende die Seinsverfassung hergibt, auf welche es im Entwurf formalanzeigend erschlossen wurde?* Kann überhaupt Seiendes hinsichtlich seines Seins anders zu Wort kommen?“ (Heidegger, 2006: 314/315, Herv. i. Orig.)

Ähnlich kann das Forschungssubjekt nun mit seinen Daten einen ‚divinatorischen Dialog‘ beginnen, und bei Workshops mit erfahrenen Gesprächsforschern hört man daher auch häufig die Frage: „Was sagen die Daten? Was ist das, was das Datum selbst sagt?“ Daraus ergibt sich ein weiteres, die Eingebung begünstigendes Moment, nämlich eine Offenheit für die Sperrigkeit der erhobenen Daten. Ja, man kann sagen, je sperriger die

Daten, je unattraktiver und störender, desto intensiver die Selbstorganisation und das Aha-Erlebnis. ‚Schwierige‘ Daten sind also ein gutes, viel versprechende Zeichen im kulturwissenschaftlichen Arbeitsprozess, denn sie haben viel zu ‚erzählen‘.

Will man den eben eingeführten Selbstorganisationsprozess näher beschreiben, dann stellt er ein mehr oder weniger dramatisches Auslösen bisher gültiger Annahmen und Verstehensroutinen, verbunden mit einem – vielleicht nur einen Moment dauernden – Gefühl des Bodenlosen und einer Neustrukturierung dar. Man kann diesen Prozess daher auch als *Katharsis* beschreiben, die mit jedem Zyklus mehr oder weniger intensiv durchlebt wird. Die Erfahrung der Neustrukturierung kann ebenfalls mehr oder weniger intensiv erlebt werden, meist als ein gesteigertes Gefühl des Verstehens und der Erleichterung, bei der sich die konfliktäre Spannung zwischen Theorie und Daten löst und nun ein größerer Sinnzusammenhang erscheint: aus den einzelnen Elementarinterpretationen entsteht ein Bild des Ganzen – eine neue Deutung in Bezug auf die Fragestellung hat sich einen Platz in der Wissensordnung geschaffen. Aus dieser Umorganisation ergeben sich auch neue Ideen und Vermutungen, es wird klar, welche Daten gegebenenfalls noch hinzugezogen werden müssen, und welche sich nun als irrelevant erweisen. Dies stellt eine im ursprünglichen Wortsinn kreative Phase dar, die deutlich macht, warum es im kulturwissenschaftlichen Forschungsprozess eines Forschungsobjekts bedarf. Denn ohne ein Forschungsobjekt kann keine Kulturbedeutung entwickelt werden, und ohne den Dialog mit den Daten und die Katharsis, mag sie auch noch so minimal sein, kann keine überraschende Deutung entstehen.

5. Metareflexion

Die Metareflexion stellt einen Raum des lokalen Überblickens dar, in dem das Forschungsobjekt über das gesamte Forschungsvorhaben reflektieren und die Konsequenzen des gerade absolvierten Durchlaufs für alle Komponenten bedenken kann. Durch die neue Deutung kann die Kulturbedeutung nun präziser gefasst, die Fragestellung und Ergebniserwartung modifiziert werden. Aus diesem Reflexionsprozess wird klar, welche Daten als nächstes erhoben und welche Literatur aus dem Fachdiskurs noch gelesen werden müssen. Stets steht nach jedem Durchlauf die Entscheidung an: Sollen ein weiterer Zyklus begonnen, neue theoretische Konzepte einbezogen, ein erneuter Kontakt mit dem Praxisfeld aufgenommen, das Korpus erweitert werden oder soll die Ausstiegsoption gewählt werden, d.h. die Publikation, so wie sie ist, abgeschlossen werden? Der zirkuläre Charakter des kulturwissenschaftlichen Forschungsprozesses bringt es mit sich, dass es prinzipiell kein Ende gibt. Das natürliche Ende wäre, wenn die Daten keine Überraschung mehr böten und sich damit eine bestimmte Deutung stabilisiert hätte. Wann ist eine Deutung stabil? Auf eine solche Frage werden von erfahrenen Forschungsobjekten häufig scheinbar ausweichende Antworten gegeben wie: „Bis sich nichts Neues mehr ergibt.“ Oder: „Irgendwann merkt man, dass

immer wieder das Gleiche auftaucht.“⁹ In der ‚Grounded Theory‘ spricht man von einer „Sättigung“. Prinzipiell könnte man natürlich immer mehr Daten generieren, immer mehr Forschungsliteratur lesen, so dass die Gefahr einer Endlosschleife besteht, die sich leider auch vereinzelt bei Forschungsarbeiten einstellt, bis zu dem Extrem, dass eine Arbeit nie fertig wird, obwohl ständig daran gearbeitet wird. Der Normalfall ist jedoch, dass nach einer bestimmten Zahl von Durchläufen eine Deutung als stabil und tragfähig erkannt wird und damit das Forschungsvorhaben und die Publikation zum Abschluss gebracht werden können. Aus der Metareflexion ergeben sich immer auch die Konsequenzen, die die letzte Deutung mit sich bringt, denn eine folgenlose Deutung wäre banal. Konsequenzen können sich für den Forschungsgegenstand und seine Behandlung und Perspektivierung, das Fach oder das Paradigma, die Methode oder auch für gesellschaftliche Bereiche ergeben.

6. Publizierter Text und Arbeitsprozess

Der publizierte Text besitzt schließlich eine Struktur, die wenig Aufsehen erregend ist: Einleitung mit der Beschreibung der Kulturbedeutung/Relevanz des Themas für den wissenschaftlichen und ggf. auch den gesellschaftlichen Diskurs sowie einer elaborierten Fragestellung in Abgrenzung zum Erkenntnishorizont des gegenwärtigen Fachdiskurses (Stand der Forschung/theoretischer Hintergrund), Beschreibung der Relevanz des Praxisfeldes bzw. des Korpus für die Kulturbedeutung und die Fragestellung, Methodenreflexion, Beschreibung der Ergebnisse der Interpretation in Bezug auf die Fragestellung und die Kulturbedeutung sowie Konsequenzen und ggf. offene Fragen und zuletzt eine philologisch einwandfreie Beschreibung der Quellen bzw. des Korpus und der Forschungsliteratur. Diese so einfache Struktur, wie sie sich häufig in Inhaltsverzeichnissen wiederfindet, vermittelt allerdings den falschen Eindruck, dass man diese Schritte einzeln nacheinander abarbeiten könne und müsse, also erst das Theoriekapitel abzuschließen, dann die Daten zu erheben und das Korpus zu erstellen, dann die Interpretation durchzuführen und schließlich das Ergebnis und die Deutung zu formulieren habe. Entstanden ist die Struktur der Publikation jedoch aus einem zyklischen Prozess aus theoretisch-begrifflichem Ausgang und Auseinandersetzung mit Daten aus dem Praxisfeld; die Struktur der Publikation entspricht daher nicht dem Arbeitsprozess, der rhizomatisch, ‚organisch‘ und zyklisch ist. Den Arbeitsprozess in der Reihenfolge des späteren Inhaltsverzeichnisses organisieren zu wollen, würde somit eine große Erbschwernis bedeuten.

⁹ Antworten dieser Art habe ich als Nachwuchswissenschaftler jedenfalls immer erhalten.

7. Zusammenfassung

Zusammenfassend kann man den kulturwissenschaftlichen Forschungsprozess idealtypisch folgendermaßen beschreiben: Der Forschungsprozess besteht aus mehreren Zyklen, in denen die gleichen Schritte absolviert werden. Der erste und letzte Zyklus unterscheiden sich etwas von den übrigen. Im ersten Zyklus wird zum einen der Gegenstand oder das Thema gewählt, zunächst ohne sich schon über die Kulturbedeutung vollständig klar zu sein, die nach und nach entwickelt wird. Daraus wird die erste Formulierung der Fragestellung entwickelt, und es gibt bereits eine oder mehrere Deutungsideen. Damit kann dann ein Praxisfeld erschlossen und ein erstes Korpus aufgebaut werden. Der letzte Zyklus ist hervorgehoben, da hier die Publikation abgeschlossen wird. Dazwischen werden die Zyklen aber in gleicher Weise bearbeitet, wobei jeder abgeschlossene Zyklus den Kontext für den folgenden bildet.¹⁰

Der ‚normale‘ Zyklus verläuft dann folgendermaßen: Aus der Entwicklung der Kulturbedeutung entstehen Fragestellung, Ergebniserwartung und Deutungsidee (im Sinne von James’ ‚lebendiger Hypothese‘), es werden Daten erhoben bzw. das Korpus erstellt, ggf. aufbereitet und dann interpretiert. Die Interpretation besteht aus den Elementarinterpretationen und der ‚Divination‘, also Eingebung, Katharsis und Deutung. Aus dieser Deutung folgen wiederum Konsequenzen: für die Behandlung des Gegenstands, für das Fach und ggf. für die Gesellschaft. In der Metareflexion wird der gesamte Prozess überblickt und auf alle Komponenten eingewirkt, insbesondere werden die Kulturbedeutung und die Fragestellung modifiziert, die Deutung wird für den nächsten Durchgang wieder zur Deutungsidee, und dazu werden ggf. neue Daten erhoben und interpretiert.

Bereits im ersten Zyklus wird ein Basistext („Exposee“) erstellt, der die Planungsgrundlage für die Datenerhebung bildet. Nach Abschluss der ersten Interpretationsphase wird dieser Text modifiziert, so dass nun eine neue Version, wieder als ein vollständiger Text vorliegt. Mit den weiteren Durchgängen entstehen immer weitere Textüberarbeitungen, die aber immer einen vollständigen Text darstellen. Auf diese Weise ist die mit dem letzten Durchlauf entstandene letzte Textversion auch die publikationsreife Endversion, die dann nur noch in Einzeldingen angepasst werden muss. Dass es sich hierbei um eine idealtypische Darstellung handelt, wurde bereits eingangs betont.

8. Offene Fragen

Einige Fragen mussten dem Umfang der Arbeit geschuldet unausgeführt bleiben und stehen somit zur Bearbeitung an. Dazu gehört die Berücksichtigung der Spezifik des

¹⁰ Daher rührt auch die Vorstellung einer ‚Spirale‘ (vgl. zusammenfassend Bolten 1985), die weiter oben kritisiert wurde.

Untersuchungsmaterials wie etwa Bilder, Filme, Schrifttexte oder multimodale Dokumente, die eine besondere Herangehensweise notwendig machen. Außerdem wurde wenig über die spezifischen Methoden der einzelnen Kulturwissenschaften gesagt, so müsste man für die Linguistik auf die Metaphern- und Stilanalyse sowie bestimmte diskurslinguistische Verfahren eingehen. Ebenso müssten die Besonderheiten der Multi-autorenschaft und des kollaborativen Schreibens berücksichtigt werden, gerade weil es sich aus dem Gesagten in einfacher Weise ableiten lässt, was aber erst noch zu zeigen wäre. Und schließlich wäre auch das Eigenmoment der Publikation stärker herauszustellen, mehr noch, als es hier durch die Zusammenschau von Forschungs- und Schreibprozess versucht wurde.

9. Konsequenzen

Zirkel, Dialog, Rhizom

In dieser Abhandlung wurde der Gedanke verfolgt, dass sich ein kulturwissenschaftlicher Arbeitsprozess sichtbar machen ließe, der in der Heterogenität der Fächer und Ansätze wirksam ist. Zirkel, Dialog und Rhizom waren die grundlegenden Metaphern, die für die Darstellung dieses kulturwissenschaftlichen Forschungsprozesses genutzt wurden. Das Forschungssubjekt ist immer schon in eine Kultur eingebunden und von seinen Modellen über sich selbst, seine Umwelt und seine Wissenschaft voreingenommen, was die Wahl der Forschungsthemen betrifft. Es kann sich aber die Kulturbedeutung bewusst machen und in der Auseinandersetzung mit dem Praxisfeld, mit dem es in Dialog tritt, überraschende Antworten erhalten, die zu einer Neuorganisation seiner Wissenskonstellation führen können. In einem Interview mit Alexander Kluge hat Joseph Vogl das Rhizom auch als unendliches Labyrinth ohne Generalkarte und damit wesentlich als unvorhersehbar gedeutet, bei dem sich gerade dadurch aber ständig überraschende Begegnungen ereignen (vgl. Kluge/Vogl 1994). Dies erinnert an die komplexe Interpretation – die Deutung –, die ja immer einen Überraschungscharakter besitzt und nach der das Forschungssubjekt seine ‚rhizomatische Entscheidung‘ treffen kann, in welchen ‚Gang‘ es als nächstes gehen will, d.h. welche Daten als nächstes erhoben und interpretiert werden können. Dabei kann seine Deutung als „lokale Karte“ verstanden werden, die bei der Bewegung im Labyrinth auch für andere hilfreich sein mag. Und während es die Karte noch präsentiert, ist das Rhizom bereits allein durch das Erstellen der Karte weiter gewachsen und die Karte muss wieder geändert werden.

Was sind kulturwissenschaftliche Gegenstände?

In dieser Abhandlung wurde ein Arbeitsprozess fokussiert, der zunächst unspezifisch für konkrete Methoden war, aber doch eine generelle Arbeitsweise in den Kulturwissenschaften sichtbar machte. Was nun die Forschungsgegenstände der Kulturwissen-